Kurt Weill
Briefe an die Familie
(1914 - 1950)

**Veröffentlichungen der Kurt-Weill-Gesellschaft
Dessau, Band 3**

**Herausgegeben von Nils Grosch,
Joachim Lucchesi und Jürgen Schebera**

Lys Symonette / Elmar Juchem (Hrsg.)

Unter Mitarbeit von Jürgen Schebera

Kurt Weill
Briefe an die Familie
(1914 - 1950)

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Kurt Weill Briefe an die Familie (1914 - 1950):

hrsg. von Lys Symonette und Elmar Juchem.

Unter Mitarb. von Jürgen Schebera

- Stuttgart ; Weimar : Metzler, 2000

ISBN 978-3-476-45244-3

ISBN 978-3-476-02714-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-02714-6

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

M & P Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung

© 2000 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2000

© für die Texte von Kurt Weill: Kurt Weill Foundation for Music, New York.

Sämtliche Rechte zu öffentlichen Darbietungen (Lesungen,
dramatische Bearbeitung, Radio, Film und Fernsehen) liegen bei
der Kurt Weill Foundation for Music, Inc.

INHALT

Einführung 6

Editorische Notiz 13

Provenienz der Briefe 15

Übersicht: Drei Generationen der Familie Weill 17

DIE BRIEFE 19

Danksagung 428

Glossar 429

Abbildungsnachweis 430

Personenregister 431

Werkregister 443

I. Werke Kurt Weills 443

I. Werke anderer Autoren 444

EINFÜHRUNG

„Mit 22 Jahren hoffe ich anderswo gehört zu werden als vor ein paar Paukern.“ Gelangweilt von dem eingefahrenen Studienbetrieb an der Berliner Musikhochschule und mit einer beachtlichen Portion Selbstbewußtsein macht der gerade neunzehnjährige Kurt Weill in einem Brief seinem Unmut Luft. Versehen mit der Editionsnummer 120 bildet diese Momentaufnahme vom Mai 1919 den ungefähren Mittelpunkt der hier vorgelegten Korrespondenz, womit sich eine ungleichmäßige Verteilungskurve andeutet: Gut die Hälfte der Briefe stammt aus den Jahren 1917 bis 1920, die übrigen sind über einen Zeitraum von dreißig Jahren verteilt. Zum einen gewähren die Briefe daher einen einmalig detaillierten Einblick in die musikalische Entwicklung des angehenden Komponisten, zum anderen werfen sie neue Schlaglichter auf eine erfolgreiche Karriere, deren Beginn Weill erstaunlich genau prophezeite, denn mit 22 Jahren wurde sein *Divertimento für kleines Orchester mit Männerchor* nicht „vor ein paar Paukern“, sondern von den Berliner Philharmonikern aufgeführt. Doch nicht nur Musikalisches geht aus den Briefen hervor. Es spiegelt sich auch ein Stück Zeitgeschichte mit radikalen Umbrüchen, die Weill – oft hautnah – miterlebte und die ihn prägten: Wilhelminische Ära und Erster Weltkrieg, Revolutionswirren und Weimarer Republik, Faschismus und Emigration, amerikanische Depression und Zweiter Weltkrieg, Gründung Israels und der Vereinten Nationen – vertraute Stichworte einer sich dramatisch verändernden weltpolitischen Lage, die durch die persönliche Schilderung neue Unmittelbarkeit erhalten. Schließlich bieten die Briefe auch Einblick in ein verlorengegangenes Stück deutscher jüdischer Kultur, den Alltag einer Familie, die den veränderten Ton der antisemitischen Strömungen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs sorgsam registriert und letztendlich das Glück hat, dem Rassenwahn der Nationalsozialisten und dessen mörderischen Konsequenzen zu entkommen.

Vor den Briefen

Die Familie war eine der ältesten jüdischen Familien Deutschlands. Ihre Wurzeln lassen sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen, als 1360 in der freien Reichsstadt Weil der Stadt nahe Stuttgart ein Vorfahre namens Jehuda lebte. Dessen Sohn Jakob nahm um 1410 den Namen der Stadt als Beinamen an, um nach Mainz zu gehen und sich für den Rabbinerberuf vorzubereiten. Beginnend mit ihm war es dann im Verlauf der Jahrhunderte jeweils ein männlicher Nachkomme, den man für den Rabbinerberuf bestimmte, so daß die Informationen über die Familie sorgfältig überliefert wurden. Dabei gelangten einige Rabbiner zu beachtlichem Ansehen, neben Jakob Weil, dessen 1523 postum in Venedig erschienenes Kommentarwerk *Ohel Jisrael* noch heute von Theologen zitiert wird, waren es etwa im 18. Jahrhundert Nathanael Weil und dessen Sohn Thia, die in das Amt des Oberlandesrabbiners in Karlsruhe gewählt wurden und so überregionale Bedeutung besaßen.

Auch der Vater Kurt Weills stammte aus dem Badischen. In Kippenheim geboren, entschied sich Albert Weill für den Beruf des Kantors. Er wirkte kurzzeitig in dem Ort Kirchen nahe Lörrach und nahm 1893 eine Stelle in Eichstetten am Kaiserstuhl wenige Kilometer außerhalb Freiburgs an. 1897 heiratete er die aus Wiesloch stammende Emma Ackermann, im Jahr darauf wurde das erste Kind Nathan geboren. Unmittelbar nach der Geburt des Sohns bewarb sich Albert Weill bei der jüdischen Gemeinde in Dessau um die Stelle des Kantors. Ein erstes Probesingen hinterließ jedoch auf beiden Seiten einige Vorbehalte, und Albert Weill schien ungewillt, das Angebot eines zweiten Probesingens zu akzeptieren. Erst ein Brief seines Schwagers Aron Ackermann, Rabbiner in Brandenburg an der Havel, konnte ihn zur Annahme des Angebots bewegen: *„Du, lieber Albert, wirst nochmals berufen. Ich weiß nun zwar, daß Du darauf nicht wirst eingehen wollen, will Dir aber hierdurch raten, es doch zu thun. Das ‚gegen Dich Vorgebrachte‘ war zweierlei, erstens störte Dein süddeutscher Dialekt & zweitens seist Du zu selbstbewußt aufgetreten. Das braucht Dich aber gar nicht zu genieren. Es scheint vielmehr, daß viele und einflußreiche Leute für Dich sind. Die Befürchtung, daß Du orthodox singst (das macht meine Empfehlung) kannst Du einfach durch den Hinweis auf die Orgel nieder-*

schlagen! Das Versprechen, daß Du nicht sofort wieder D. verlassen wirst, wenn sich was Besseres bietet, kannst Du ja getrost geben. Falls aus Berlin etwas werden sollte, wird man Dich doch nicht festhalten.“

Das Dessau, in das Kurt Weill am 2. März 1900 hineingeboren wurde, war eine Stadt von gut fünfzigtausend Einwohnern. Wirtschaftlich lebte die Stadt von Maschinenbau und Gasindustrie, ihre politische Bedeutung war gewachsen, seit sie 1863 als alleinige Hauptstadt das gesamte Herzogtum Anhalt repräsentierte, wodurch auch das kulturelle Leben einen Aufschwung nahm. Das Theater als besonderes Aushängeschild der Stadt hatte durch seinen Repertoireschwerpunkt auf den Werken Richard Wagners den Ruf eines „Bayreuth des Nordens“ erlangt, zum Ende des 19. Jahrhunderts konnte es zudem ausschließlich mit professionellen Kräften arbeiten. Zusätzliche Aufmerksamkeit und Förderung hatte es durch den „Theaterherzog“ Friedrich II. erhalten, dessen Amtszeit (1904–1918) mit Weills Jahren in Dessau zusammenfiel. Die seit 1672 bestehende jüdische Gemeinde der Stadt zählte zur Jahrhundertwende etwa 600 Mitglieder. Als prominentestes Mitglied war aus ihr der Philosoph Moses Mendelssohn (1729–1786) hervorgegangen, dessen aufklärerische Schriften für Emanzipation und Assimilation eintraten und damit den Grund für die im 19. Jahrhundert erfolgte bürgerliche Gleichstellung bereiteten. Die anhaltischen Juden erhielten 1848 die vollen Bürgerrechte, nachdem erste Bemühungen hierzu an der Reaktion des Wiener Kongresses gescheitert waren. Das Jahr 1908 brachte dann für die Dessauer Gemeinde ein wichtiges Ereignis, über das die Bürger in ihrer Zeitung lesen konnten: *„Ein seltenes und schönes Fest durfte die israelitische Gemeinde zu Dessau heute begehen: Die feierliche Einweihung ihrer prächtigen neuen Synagoge. Zu dieser Feier hatte die Gemeinde zahlreiche Einladungen ergehen lassen. Die höchste Freude und Ehre aber wurde der Gemeinde zuteil durch die Teilnahme des Durchlauchtigsten Herzöglichen Hauses.“* (Anhaltischer Staats-Anzeiger vom 19. Februar 1908.)

Die Familie des Kantors Weill hatte bereits ein Jahr zuvor eine geräumige Wohnung im angrenzenden Gemeindehaus beziehen können, das vor der Synagoge fertiggestellt worden war. Hier fand die inzwischen sechsköpfige Familie – der zweite Sohn Hans war 1899, die Tochter Ruth 1901 geboren – ausreichend Platz. Ersten Klavierunterricht erhielten die Kinder

vom Vater, der selbst einige Kompositionen mit liturgischer Musik veröffentlicht hatte, ohne jedoch diese Erfahrungen an seine Kinder in Form von Kompositionsunterricht weiterzugeben. Kurt Weills musikalisches Talent zeigte sich bereits in diesen jungen Jahren, so daß er bald an professionelle Klavierlehrer weitergereicht wurde. Mit zehn Jahren wagte Weill erste Kompositionsversuche, wenig später übernahm er regelmäßig die musikalische Leitung bei Laienaufführungen im jüdischen Gemeindezentrum. In gezielte Bahnen gelenkt wurde sein Talent, als er mit fünfzehn Jahren Unterricht bei Albert Bing, dem 1. Kapellmeister des Dessauer Theaters, erhielt. Die Brüder schlugen andere Richtungen ein. Nachdem der älteste Bruder Nathan im Anschluß an das Abitur 1916 ein Medizinstudium in Berlin aufgenommen hatte, verließ Kurt Weills Lieblingsbruder Hans ein Jahr später das Elternhaus, um in Halberstadt eine kaufmännische Lehre anzutreten. Mit diesem Ereignis im März 1917 beginnt der intensive Briefwechsel.

Die Briefe

Der Erste Weltkrieg ist in seinem dritten Jahr, als die regelmäßige, wöchentliche Korrespondenz einsetzt. Im ersten überlieferten Schreiben Weills überhaupt – eine vereinzelte Ferienpostkarte des Vierzehnjährigen an seine Eltern – ist, fünf Tage nach dem Sarajewo-Attentat, noch nichts von der Katastrophe zu spüren, in die sich Europa vier Wochen später stürzt. Im März 1917 befindet sich der Bruder Nathan dann bereits im Militärdienst, seine Abkommandierung an die Front und die Musterung von Hans stehen unmittelbar bevor, so daß der Krieg die Briefe als ständiges, dunkles Thema durchzieht. Patriotische Gefühle sind Weill in dieser Zeit wie vielen in seiner Generation nicht fremd, so kann er sich für den Rückzug deutscher Truppen in die „Siegfriedstellung“ begeistern (Brief 4), sehnt jedoch angesichts der Schicksale von Schulkameraden („Der junge Kapiuschnek ist gefallen; armer Kerl! Wolter ist schwer verwundet, Kopfschuß, schrecklich, was?“; Brief 25) bald das Kriegsende herbei. Dem letzten Jahr in der Schule schenkt Weill nur eingeschränkte Aufmerksamkeit, oft benutzt er die Schulstunden – vorzugsweise englische Grammatikstunden –

sogar zum Schreiben der Briefe selbst. Weitaus faszinierender ist für ihn der Unterricht bei dem ehemaligen Pfitzner-Schüler Bing, über dessen Inhalt und Aufbau die Briefe genaue Auskunft geben.

Was sich in Dessau als musikalisches und gesellschaftliches Bewußtsein zu entwickeln beginnt, wird durch den Studienbeginn in Berlin stark beschleunigt. In der betriebsamen Hauptstadt findet Weill ein schier endlos erscheinendes Reservoir von Anregungen, kaum ein Abend vergeht ohne Opern-, Theater- oder Konzertbesuch, jüngste Entwicklungen werden an Universität und Hochschule mit Kommilitonen intensiv diskutiert. Die Ereignisse der Novemberrevolution, die Weill als Augenzeuge erlebt, erweisen sich als einschneidendes Ereignis. Vieles von dem, was sich später als typisch für seine künstlerische und politische Haltung erweist – etwa das Mißtrauen gegenüber extremen Entwicklungen oder sein gesellschaftliches Engagement –, findet sich in seinen Kommentaren zum Ende der Monarchie verblüffend genau angelegt: *„Alles wäre gut, wenn man nicht eines fürchten müßte: daß wir statt einer Diktatur der Aristokratie nun eine Diktatur des Proletariats kriegen können. Freilich ist das nur das Ziel der Spartakusgruppe; aber die bürgerlichen Parteien haben sich hier in Berlin so gänzlich ihres Einflusses berauben lassen, daß es nur schwer gut zu machen ist. [...] Die Juden werden von jeder Partei, die bedrängt wird, als wirksames Ableitungsmittel benutzt werden. Dagegen können wir natürlich arbeiten, besonders indem wir bürgerlich oder höchstens mehrheitssozialistisch wählen. Eine Politik, wie sie die deutschen Staatsbürger jüd. Gl. treiben, die allem Geschehen unbeteiligt zuschaun wollen, ist unmöglich.“* (Brief 101) Daß Weill sich trotz der Ernsthaftigkeit der Lage bei seinem Bruder augenzwinkernd beklagt, er könne nun kein „königlicher Generalmusikdirektor“ mehr werden, demonstriert seinen stets gewahrten Humor.

Weills Einschätzung wirft viele Schatten auf seine spätere Karriere voraus. Die in der Familie gelebte Religiosität behält Weill noch einige Zeit nach Verlassen des Elternhauses bei, geht dann jedoch auf kritische Distanz zu ihr, ohne sich vom Judentum gänzlich zu lösen. Weill ist sich dieses Prozesses bewußt, wie es ein ausführlicher Brief an die Mutter vom Dezember 1924 belegt (Brief 175). Während der persönliche Glaube schwindet, wird die gesellschaftliche Identifikation mit dem Judentum durch den wachsenden Antisemitismus zur Herausforderung, eine Heraus-

forderung, die Weill im Exil emphatisch annimmt und gegen Unterdrückung und Völkermord mit Werken wie *Der Weg der Verheißung* und *We Will Never Die* einen scharfen Protest formuliert. Die bürgerliche, „mehrheitssozialistische“ bzw. linksliberale Mitte, von vielen Weimarer Künstlern wegen ihrer Durchschnittlichkeit geschmäht obwohl vielleicht gerade sie in der noch ungeübten Demokratie eine Stärkung hätte erfahren müssen, bildet für Weill das ständige Bezugsfeld, mit dem er einen kritisch-konstruktiven Diskurs eingeht; Werke wie *Mahagonny*, *Dreigroschenoper*, *Die Bürgschaft*, *Der Silbersee*, *Johnny Johnson*, *Street Scene*, *Love Life* und *Lost in the Stars* – die Liste ließe sich leicht verdoppeln – zeugen davon.

Die musikalische Entwicklung verläuft bei Weill keineswegs geradlinig, wie es beispielsweise aus der Einschätzung zeitgenössischer Komponisten in den frühen Briefen hervorgeht. Weill gerät ausgerechnet über Hans Pfitzner ins Schwärmen („Wiesbaden, diese Stadt, die ich beinahe wegen ihrer Vornehmheit Bethmann-Hollweg od. Hans Pfitzner nennen möchte.“; Brief 35), begeistert sich für Richard Strauss, den er regelmäßig in Berlin erlebt („am Schluß konnte ich nichts tun, als ‚Strauß‘ zu rufen u. immer wieder ‚Strauß‘.“; Brief 70), erwägt Kompositionsunterricht bei Arnold Schönberg in Wien („Denke Dir alles, was an Strauss unecht, trivial, über-tüncht, gesucht ist, ersetzt durch höchste Modernität im Mahlerschen Sinne [...]: dann hast du Arnold Schönberg.“; Brief 127) und schließlich auch bei Franz Schreker („Schreker ist für die Oper unbedingt bahnbrechend.“; Brief 151). Ausschlaggebend für manche dieser Urteile sind die Musik-schriftsteller Romain Rolland und Paul Bekker, deren Werke zu Weills intensiver Lektüre gehören. Sein eigener, früher Stil ist Schwankungen unterworfen, über die er selbst ins Grübeln gerät, aber zu keiner befriedigenden Erklärung kommt. Modern, rückschreitend, wieder modern, bis er schließlich im Oktober 1925 – nach dem Studium in Busonis Meisterklasse, das nur durch einige Briefe zu dessen Ende hin dokumentiert ist – feststellt: „Ich muss einen Ausdruck meistern, der mir noch neu ist. Und ich stelle zu meiner Freude fest – was ich schon bei dem ‚neuen Orpheus‘ entdeckt hatte – dass ich allmählich zu ‚mir‘ vordringe, dass meine Musik viel sicherer, viel freier, lockerer u. – einfacher wird.“ (Brief 183). Zu dieser Zeit hat Weill das Musiktheater als seine Domäne entdeckt, und der Erfolg

seines Opernerstlings *Der Protagonist* im März 1926 bestätigt eine Äußerung, die Wolfram Humperdinck, Sohn von Weills Berliner Hochschullehrer, sieben Jahre zuvor gewagt hatte: „Wenn ich Ihre kompositorische Begabung hätte, würde ich ausschließlich Komponist werden, ob ich Weill oder Humperdinck hieße. Schreiben Sie eine Oper, u. Sie sind ein gemachter Mann!“ (Brief 109).

Während die Jahre 1924 bis 1927, in denen Weill sich als Komponist für das Musiktheater etabliert, durch Briefe an die Eltern verhältnismäßig gut dokumentiert sind, fehlen Schreiben aus den Jahren der Zusammenarbeit mit Bertolt Brecht. Abgesehen von wenigen vereinzeltten Schreiben scheint die Korrespondenz mit der Familie erst wieder in Gang zu kommen, als Weill und Lotte Lenya in den USA einigermaßen Fuß gefaßt haben, obwohl sich dieses Bild durch möglicherweise verschollene Briefe als verzerrt erweisen kann. Im Vordergrund der späten Briefe steht die Sorge um die in Palästina lebenden Eltern, die Weill mit der für ihn zeitlebens selbstverständlichen Sohnespflicht unterstützt und in der Zeit, als Nordafrika unerwarteter Kriegsschauplatz des 2. Weltkriegs wird, vergeblich durch die Ausstellung von Affidavits zu einer Emigration in die USA zu bewegen versucht. Daneben berichtet er über seine amerikanischen Werke, Mitarbeiter, Erfolge und Mißerfolge. Obwohl er mit einigem Stolz die historische Bedeutung unterstreicht, die man seinen Werken in der amerikanischen Öffentlichkeit mittlerweile zumißt (Brief 250), spielt er in der Privatsphäre kurz vor seinem 50. Geburtstag den nahenden Ehrentag bescheiden herunter: „Macht euch bitte keine Kopfschmerzen über meinen Geburtstag. Es ist ja keine besondere Tat, dass man 50 Jahre alt wird, und ich fühle mich überhaupt nicht wie 50 und je weniger man es beachtet, desto lieber ist es mir.“ Weill dürfte kaum gehant haben, daß es die letzten an die Eltern gerichteten Zeilen waren und er vier Wochen nach seinem Geburtstag starb.

Lys Symonette / Elmar Juchem
New York, im Herbst 2000

EDITORISCHE NOTIZ

Die Edition folgt den heute im Weill-Lenya Research Center, New York, aufbewahrten Originalen, alle Briefe werden ungekürzt und, wo sich solche befinden, mit den Zusätzen anderer Familienmitglieder, Verwandter und Freunde wiedergegeben. Alle Eigenheiten der Verfasser in Grammatik und Orthographie sind beibehalten, auch hebräisch geschriebene Worte werden als solche gedruckt. Ebenfalls den Originalen folgt die Schreibung von ß und ss, bei der Weill mit Übergang von der bis dahin gebrauchten deutschen Schreibschrift („Sütterlin“) zur modernen lateinischen Schrift (ab Brief Nr. 164) einen Wechsel vollzieht. Von 1929 an verwendet Weill zudem konsequent die Kleinschreibung für persönliche Anredepronomen. Wenige offensichtliche Flüchtigkeitsfehler wurden stillschweigend korrigiert, fehlende Worte in eckiger Klammer eingefügt. Worte, die Weill in den in deutscher Schreibschrift verfaßten Briefen durch die Verwendung der lateinischen Schrift hervorhebt, erscheinen im Sperrdruck. Falls nicht anders ausgewiesen, sind die Briefe handschriftlich verfaßt.

Um die Genese des Weillschen Amerikanisch für den Leser einsehbar zu machen, werden die insgesamt elf in der neuen Sprache geschriebenen Briefe im Original und ohne korrigierende Eingriffe wiedergegeben – eine Übersetzung könnte den hier zutage tretenden spezifischen sprachlichen Reiz nicht transportieren.

Größte Sorgfalt wurde bei der Datierung der Briefe verwendet. Die zahlreichen undatierten Briefe (Umschläge sind fast nicht erhalten) ließen sich in einigen Fällen nach äußerlichen Merkmalen wie Papierbefund und Schriftbild, im wesentlichen aber nach inhaltlichen Angaben – wo möglich auch unter Heranziehung anderer Korrespondenzen – bestimmen. Zweifelsfälle sind mit einem Fragezeichen kenntlich gemacht. Es sei darauf hingewiesen, daß die bisherige Datierung der Sammlung im Weill-Lenya Research Center, die stets vorläufigen Charakter hatte, durch diese Edition ersetzt wird.

Aufgabe der Kommentierung war es, dem heutigen Leser in knapper Form die wichtigsten in den Briefen erwähnten historischen Ereignisse und Personen zu erläutern, ebenso wie die zahlreich vorkommenden jüdischen

Bezüge (wiederholt auftretende Begriffe sind in einem Glossar im Anhang verzeichnet). Für ausführlichere Informationen hierzu sei auf die zahlreich vorhandenen historischen wie biographischen Lexika verwiesen. Umfangreicher kommentiert sind alle Bezüge zu Weills Biographie wie zu seinen Werken. Personennamen und Werktitel werden jeweils nur bei ihrem ersten Auftauchen erläutert, bei wiederholten Erwähnungen lassen sich die Erläuterungen über das Register finden.

In den frühen Briefen taucht eine Vielzahl von Namen Dessauer Mitschüler Weills und seiner Brüder auf, sie bleiben in der Regel, da von peripherer Bedeutung, unkommentiert. Die dazu nötige Recherche bleibt der Dessauer Regionalforschung vorbehalten.

PROVENIENZ DER BRIEFE

Die Originale der in dieser Ausgabe erstmals publizierten 253 Briefe (165 Briefe, 73 Postkarten, 10 Feldpostkarten und 5 Ansichtskarten) werden heute im Weill-Lenya Research Center der Kurt Weill Foundation for Music in New York aufbewahrt. Der Großteil von ihnen stammt aus einer Sammlung, die die Foundation 1989 erwarb. 1982 – nach dem Tod Lotte Lenyas – hatte Kurt Weills Nichte Hanne Holesovsky, Tochter von Hans und Rita Weill, die Foundation über Lys Symonette kontaktiert und berichtet, ihre Mutter sei im Besitz einiger Musikautographe und früher Briefe von Weill. Wegen des bedenklichen Gesundheitszustands ihrer Mutter zeigte sie sich um die wertvollen Dokumente besorgt. Nach mehreren Telefonaten und Treffen zwischen Hanne Holesovsky, Rita Weill und Kuratoriumsmitgliedern der Foundation konnte Kim H. Kowalke als Präsident der Kurt Weill Foundation die inzwischen in einem New Yorker Banksafe lagernden Musikautographe in Augenschein nehmen und einen flüchtigen Blick auf die knapp 60 Briefe werfen. Nach dem Tod von Rita Weill 1983 informierte Frau Holesovsky die Foundation, daß sich eine weitere, große Sammlung von Briefen im Besitz ihrer Mutter befunden habe, die in der Wohnung der Mutter in Forrest Hills, einem Stadtviertel im Bezirk Queens (New York City), lagerten. Die Foundation erwarb schließlich die komplette Sammlung von ca. 250 Briefen und 16 Musikautographen von Frau Holesovsky. Der Großteil der Briefe ist von Kurt Weill an seinen Bruder Hans gerichtet und stammt aus den Jahren 1917 bis 1920; daneben enthält die Sammlung Briefe Weills an die Eltern aus den Jahren 1924 bis 1927. Vor ihrem Tod hatte Rita Weill angedeutet, Weill habe ihr die Noten 1923 überreicht. Ohne diese Version zu verwerfen, bemerkte Frau Holesovsky, daß möglicherweise Weills Eltern die Sammlung der Noten und Briefe Hans und Rita Weill anvertrauten, bevor sie 1936 nach Palästina emigrierten. Die übrigen Briefe dieses Bands stammen aus zwei unterschiedlichen Sammlungen des Lotte-Lenya-Nachlasses. Die erste umfaßt Briefe an die Eltern von 1934 bis 1950, die Lenya 1959 von Leni Weill (Witwe von Kurts Bruder Nathan) erhielt. 1979 erwarb Lenya von Eva Hammerschmidt (Tochter

von Weills Schwester Ruth und deren Ehemann Leo Sohn) einige Briefe von Kurt Weill an Ruth sowie an den Vater.

Weiterführende Literatur:

Kim H. Kowalke: „The Lost Music of Kurt Weill“, in: *Occidental* 8, Nr. 3 (Spring 1984), S. 13–16.

Kim H. Kowalke: „Looking Back: Toward a New Orpheus“, in: *A New Orpheus. Essays on Kurt Weill*, hrsg. von Kim H. Kowalke, New Haven 1986, S. 1–20.

David Drew: *Kurt Weill. A Handbook*, London 1987, S. 37–39.

David Farneth: „The Weill-Lenya Research Center Acquires the Hanns and Rita Weill Collection“, in: *Kurt Weill Newsletter* 7, Nr. 1 (Spring 1989), S. 11–17.

Guy Stern: „Der literarisch-kulturelle Horizont des jungen Kurt Weill: Eine Analyse seiner frühen ungedruckten Briefe“, in: *A Stranger Here Myself. Kurt Weill Studien*, hrsg. von Kim H. Kowalke und Horst Edler, Hildesheim 1993, S. 73–105.

Tamara Levitz: „Von der Provinz in die Stadt. Die frühe musikalische Ausbildung Kurt Weills“, in: *A Stranger Here Myself. Kurt Weill Studien*, hrsg. von Kim H. Kowalke und Horst Edler, Hildesheim 1993, S. 107–141.

ÜBERSICHT: DREI GENERATIONEN DER FAMILIE WEILL

Albert Weill   ♂ (9.3.1897)   Emma Ackermann
 (2.1.1867 – 30.12.1950)   (15.12.1871 – 22.6.1955)

Emma und Albert Weill, 1897

Die vier Kinder: Ruth, Nathan, Kurt und Hans, ca. 1910